Nr. 40 Illustriertes Unterhaltungsblatt. 1909

# Die Leute von St. Bonifaz.

Roman von Minna Kautsky.

(Fortsetzung.)

6. Kapitel.

Peter hatte auf der Wiese an der nächsten Einbuchtung des Sees das Grummet wieder gemacht.

Er sang, als er mit dem Schiffe nach Hause fuhr.

Diese sorglose Fröhlichkeit ärgerte den Mathias nicht wenig, er meinte, der Mensch habe keine Ursache dazu. Was wollte der Tagedieb denn hier? Warum ging er nicht in sei' Wienerstadt zurück? Na, umsonst hier wohnen und sich füttern lassen, das passet Dir halt, gelt? Und sie stopfen ihm 's eini, von vorn und von hint. Die Fanni sagt, er bezahlt seine Kost, ja womit denn? Woher nimmt er's, er verdient doch nix. Mit jedem Tag seines Hierseins wurde ihm Peter zuwiderer, so daß er ihn kaum noch anschauen konnte. Heimgekommen, berichtete Peter dem Hödelmoser, der zum Mittagessen sich einstellte, daß das Heu soweit trocken sei, daß es am Nachmittag hereingebracht werden könnte.

Da trat Mathias wie von ungefähr zu ihnen und bemerkte mit heuchlerischer Freundlichkeit:

„Hast Dich aber heut ang'strengt, was? Schön, schön! Aber wenn's Heu g'maht is, einführen werd'n wir's schon selber. Dazu brauchen wir halt den Boden, wo Du schlafst. 's tut mir leid, aber im frischen Heu darfst nit liegen — bewahr, da könnt Dich der Schlag treffen da wirst halt ausziehen müssen, mein lieber Peter."

Dieser, die Hände in den Hosentaschen, nickte ihm verständnisvoll zu, und ohne seine Stellung im geringsten zu verändern, sagte er mit lächelnder Gelassenheit: „Da werd' ich halt in mein Stöckl ziehen."

Dem Mathias gab's einen Riß, am liebsten hätt' er ihn gleich niederschlagen mögen, aber er zwang sich gleichfalls zu einem Lächeln: „Sein Stöckl, Du Spaßmacher, Du! In die Mistg'stätten möcht er sich einilegen. Hast nit g'sehen, daß der ganze Verputz am Boden liegt, 's Malta hab i von die Wänd' runterg'schlagen, 's waren so schrecklich viel Wanzen drein, die Türstöck und Fensterstöck hab' i rausg'rissen wegen der Wurststupp — der Fußboden is a weg und die neuen Bretter — meine Bretter liegen am Boden rum, da oben kann niamd nöt schlafen — i hab' Dir's schon g'sagt."

Peter lachte: „Diese einladende Schilderung könnt' mich fast verjagen, aber ich —"

Hans fiel ihm ins Wort und sagte mit Festigkeit:

„Du bleibst, wo Du bist. Seitdem der Vater die besten Wiesen verkauft hat, gibt's so wenig Heu, daß wir das bisserl gut in der Scheune unterbringen, und wenn Du gern noch ein Zeitel bei uns bleibst, mich sollt's freuen."

Peter nickte ihm zu und sagte ruhig: „Ich bleib auch, ich habe eine Entscheidung abzuwarten."

„Du, eine Entscheidung?" fragte der Mathias. „Wart'st auf die meine oder auf welche sonst?"

Peter öffnete die Lippen und schloß sie wieder; ein Lächeln irrte um seinen Mund, und während der Alte vor Erregung Gesichter schnitt, ohne daß er es wußte, sagte er sehr langsam und sehr freundlich zu ihm: „Mußt schon Deine Neugierd zähmen, mein lieber Mathias, bis es die Gerichte in Ordnung bringen —" Er nickte ihm zu und ging ins Haus, Hans folgte. Mathias schwang die Faust, die sich in seiner Tasche geballt hatte, ihm nach. „Hast schon wieder mit die Gerichte zu tun, Lump, Dieb!" zischte er lauter hinter den Zähnen hervor. — „Oder willst sie vielleicht gegen mich in Anwendung bringen? — Nimm Dich in acht, Zuchthäusler!" Er betrat die Stube, die Tür hinter sich zuschlagend.

Peter nahm das Mittagbrot mit der Familie Hödelmoser ein. Die Mahlzeit dauerte nur einige Minuten. Dann langte Hans nach seinem Janker und lief aus der Türe seinem Arbeitsort entgegen.

Peter streckte sich am Ufer im Grase aus, die Augen fielen ihm zu. Er hatte seit Tagesanbruch auf der Wiese gearbeitet. Es war heiß und er war müde.

Die Temperatur dieser Augusttage war eine hohe. Seit Wochen hatte es nicht geregnet und noch deutete nichts auf einen Umschlag der Witterung als die Blutgier der umherschwirrenden Insekten. Sie ließen ihn nicht schlafen.

Er erhob sich und begab sich nach der Schattenseite des Hauses.

Dort stand die Maridai am Waschtrog und rieb mit den kleinen Händen die grobe Wäsche.

Sie stand weit vorgebückt über der Arbeit, das blonde Gekräusel ihrer Nackenhaare war feucht vom Schweiß. Er sprach sie an, sie sah rasch auf, einen Augenblick ruhten die Hände.

„Ich möcht heut noch aufhängen," sagte sie, reckte sich in die Höhe, um sich das Kreuz einzurenken, warf die Haare zurück und arbeitete weiter.

„Ist denn das gar so pressant?"

„Die Kinder brauchen die Wäsch'"

„Bist heut nicht einmal zum Mittagessen gekommen?"

„Ja eben." Das sollte alles erklären.

Eine Weile sah er ihr zu, wie sie die schweren Stücke hob, rieb und aufs neue tauchte, sah, wie ihre Muskeln sich spannten und die Brust unter dem dünnen Hemde sich hob und senkte. Dann lächelte er, wie über einen guten Gedanken, den man schnell in die Tat umsetzt. Er bestieg das bereitstehende Flachboot und ruderte dem Dorfe zu.

In einer Viertelstunde war er wieder zurück, und nun dünkte es ihm an der Zeit, nach der Bucht zu fahren, um das Heu zu holen. Er begann mit den Vorbereitungen dafür. Er holte die weitmaschigen Netze herbei, in denen das gemähte Heu nach dem Fahrzeug gebracht werden konnte, und, im Boote stehend, befestigte er an den Seiten zwei frische Reiben, in denen die Stehruder gingen, und prüfte sie auf ihre Stärke. Sämtliche Kinder hockten am Uferrand und sahen ihm zu, jede seiner Bewegungen verfolgend, auf den Moment lauernd, wo sie durch einen Handgriff ihm beispringen oder irgend etwas für ihn holen durften.

Er liebte es, sie zu beschäftigen, und die sonst so Widerhaarigen gehorchten ihm, zeigten Eifer, sogar Geduld.

Er verlangte vom Franzl eine Rudergabel, der Pepi sollte das zweite Ruder bringen. Der Schorschi ein Gefäß zum Ausschöpfen des Wassers. Ein Wettlauf mit einigen retardierenden Püffen ward sofort in Szene gesetzt. Einer wollte es dem anderen zuvor tun. Sogar der kleine Loisi, der noch nicht fest auf den Beinen war, watschelte unter fröhlichem Geschrei hinter den Großen her, er wollte auch dabei sein. Gleich darauf lag er auf der Nase und brüllte, Gretel drehte sich nach ihm um, nahm ihn auf, schleppte ihn ans Ufer, setzte ihn nachdrücklich auf den Steindamm, seinen früheren Platz, und rannte, das Versäumnis wett zu machen, den anderen nach. Aber diese Aussetzung war nicht nach dem Sinne des Loisi; er machte einen Heidenspektakel, strampelte zornig mit Händen und Füßen und gebärdete sich so wütend, daß er in Gefahr war, ins Wasser zu fallen, hätte ihn nicht Peter von diesem gefährlichen Platz hinweg ins Schiff geholt und auf die Bank gesetzt. Sofort lachte er. Er hatte erreicht, wonach die anderen verlangten.

Das neidvolle „Ah!" der Zurückkehrenden, als sie ihn im Boote erblickten, steigerte seine Lustigkeit.

Nun ging das Betteln los, alle wollten ins Schiff — alle dem Peter helfen.

„Es ist soviel Wasser drin," rief Franzel, der Aelteste, „laß mich's ausschöpfen". „Das Netz ist verwickelt, ich bring' Dir's in Ordnung" — rief Gretel

„Hopp auf!" rief er belustigt den Kindern zu, „hupft's alle herein, ich nehme Euch mit."

Ein Freudengeheul durchschwirrte die Luft, im Nu waren sie alle im Boot und führten in dem flachen Fahrzeug, das nur wenig schaukelte, die wildesten Indianertänze auf.

Der Lärm führte die Mutter herbei, bei ihrem Anblick gebärdet sich ihre Brut noch triumphierender.

Fanni lachte, sie war immer froh, wenn ihr jemand die Kinder abnahm.

Jetzt kam auch die Maridai gelaufen, direkt vom Waschtrog her, den Rudi an der Hand. Sie bat, ihn mitzunehmen, er tät sich so freuen. Da fuhr Fanni gegen sie auf. Was ihr nur einfalle, es seien so schon so viele im Boote, solle der Peter auf den auch noch acht geben? Da lachte Peter gar schelmisch.

„Du meinst, ich soll rudern, steuern, und auf die Kinder acht geben, nein, so verwendbar bin ich nicht, da muß die Maridai schon herein, ich hätt' sie gerufen, wär sie nicht selbst gekommen!"

„Ich!" Dem Mädel stockte der Atem, ihre Augen blitzten. Aber Fanni versicherte, das sei unmöglich. „Sie hat die Wäsch', sie muß noch aufhängen, da werd' lieber ich mitfahren," provonierte sie mit verführerischem Lächeln. Aber Peter versicherte, das sei ihm zu gefährlich; „da könnt's passieren, daß ich bei der Rückfahrt um einen Passagier mehr hab', als bei der Hinfahrt".

Sie hieb nach ihm: „Bist ein Schweinkerl," sie lachte kokett und dann mit deutlichem Schmollen: „Natürlich, mich kannst nicht brauchen, willst lieber die Maridai um dich haben."

„Ich brauch' niemand um mich, ich fahr' allein," erklärte Peter entschieden.

Da erhoben aber sämtliche Kinder ein Geheul, vor dem die Fanni kapitulierte. Aber der Maridai erklärte sie sofort, daß sie nicht die Arbeit für sie machen werde, und wenn sie jetzt auf die Gaudee gehe, möge sie sehen, wie sie abends zurecht komme.

Aber Maridai saß schon im Boot, inmitten der Kinder und ließ alle fünf gerade sein.

Sie hatte am Vorderbug Platz genommen, den Loisi auf dem Schoß. Rudi und Peperl saßen vor ihr auf dem Boden, während Gretel und der Schorschi auf dem quer übergelegten Brett mit schnell improvisierten Angeln sich vergnügen konnten. Franzl war zu dem zweiten Stehruder kommandiert, und Peter am Hinterteil des Schiffes stehend, handhabte das erste, gleichzeitig damit steuernd.

Die Kinder jauchzten auf, als sich das Schiff in Bewegung setzte und winkten mit den Händen der am Ufer zurückbleibenden Mutter zu. Der Anblick ihrer vergnügten Brut ließ sie einen Augenblick ihren Aerger vergessen, als aber auch die Maridai ihr zuwinkte, wandelte er sich in Zorn. Sie verschloß sich in ihre Stube, und um sich für den Entgang zu trösten, kochte sie sich schwarzen Kaffee und legte sich dann in's Bett.

Das Boot kam rasch hinaus, in dem im Sonnenlicht glitzernden Wasser eine geradlinige Furche zurücklassend.

Die Sonne brannte, bald standen kleine Perlen auf Peters Stirn; auch der Knabe schwitzte, aber unermüdlich im gleichen Takt setzten die Ruder ein. Franzl machte seine Sache vortrefflich, er fühlte es, und das stählte seine Kraft. Loisi war in Maridais Armen eingeschlafen, sie hielt ihn an sich gepreßt, während ihre Augen nach dem Manne sahen, der aufrecht vor ihr im Schiffe stand und, das Ziel im Auge, unverrückt darauf lossteuerte. Wie er so im Takt sich vorbeugend und wieder aufrichtend mit Kraft und Gewandtheit das Ruder führte, kam all die Anmut und Elastizität seines noch jugendlichen Körpers zum Ausdruck. Der fahle Teint, den er aus dem Gefängnis mitgebracht, war geschwunden, er war stark gebräunt und seine dunklen Augen glänzten in Fröhlichkeit.

Maridai verwandte hinter halbgeschlossenen Lidern kein Auge von ihm. Die Ruhe nach anstrengender Arbeit, die schaukelnde Bewegung des Schiffes, das beruhigende Gefühl unter seiner Obhut zu stehen, es war wie ein Traum — so eigenartig und schön hatte sie noch niemals geträumt. Aber schon wurde die erzwungene Ruhe den Kindern zur Pein, sie neckten sich nicht mehr, sie fingen an, sich zu puffen, das Schiff schwankte unter ihrem Ungestüm. Sie rief ihnen zu, sich ruhig zu verhalten, umsonst. Da legte Peter das Steuerruder hin, um mit seinem Taschentuch sich den Schweiß von Stirne und Hals zu wischen. Sofort begann sich das Schiff zu drehen, es schaukelte und verlor die Richtung, alle Bemühungen des kleinen Franzl konnten dagegen nichts ausrichten, bestürzt rief er Peter zu. Auch die Kinder wurden ängstlich, der Hauptkrakeeler fing zu schreien an. Peter sah eine Weile zu, dann griff er wieder zum Steuerruder und damit gewann das Schiff wieder Stetigkeit im Kurs. „Seht Ihr", sagte er ernst, nicht ungütig, „das Schiff gehorcht mir, weil ich die Leitung verstehe, so müßt auch ihr mir gehorchen, wenn ich Euch sage, ruhig zu sein, sonst kommen wir nicht an's Ziel."

Sie rückten enger zusammen, wie Schäfchen, wenn's donnert, und rührten sich nicht mehr. Maridai aber winkte dem Bändiger lachend zu, sie erkannte die Macht, die er übte und freute sich ihrer.

Sie fuhren nahe dem Ufer, in welches das von den Bergen herabstürzende Wasser tiefe Einschnitte gegraben. Bäume und Sträucher wuchsen dem See entgegen. Die großen Blätter des Huflattich spiegelten sich in dem durchleuchteten Wasser, das sie smaragdartig erscheinen ließ. Auf dem Felsen aber blühten die Erika in verschwenderischer Pracht und ihre Blumen standen so dicht, daß sie wie ein Teppich von zartester Lilafärbung über das Gestein gebreitet waren. Die Sonne setzte silberne Lichter darauf und die bewegte Luft trug den süßen Duft der Blumen mit dem harzigen der Nadelhölzer gemischt über das Wasser hin, den Herankommenden entgegen.

Maridai atmete tiefer in erhöhtem Lebensgefühl. Begriff sie etwas von dieser Schönheit? Sie definierte sie nicht, sie empfand sie unbewußt, wie man die Natur empfindet, und wie man in ihr sich selbst empfindet in urwüchsiger Kraft und Jugend. Nach einigen Minuten war die Landspitze umschifft und nun bewerkstelligt Peter die schwierige Einfahrt in die Bucht, die von mächtigen Steinblöcken umstellt war.

Zwischen hindurch ging das Flachboot, bis es knirschend auf dem Sande auffuhr. Sie waren gelandet. Und nun kletterte Groß und Klein weglos zwischen grünen Sträuchern aufwärts. Als sie hinter einer Gruppe von Bäumen hervortraten, hatten sie eine Wiese von mächtiger Ausdehnung, von Bäumen umgrenzt, vor sich. Sie lag bereits im Schatten. Das gemähte Grummet war hier wirr durcheinander geworfen, damit es austrocknen konnte, es duftete herrlich. Nur hier und da blinkte durch die Bäume das sonnendurchleuchtete Wasser des Sees, das plätschernd gegen die Felsen schlug. Einsam war's hier und angenehm kühl.

Peter setzte den Loisi, den er herauf getragen, mitten ins Heu, und das war das Signal für die übrigen, dasselbe zu tun. Unter Ausrufungen der Lust begannen sie sich darin zu wälzen und Purzelbäume zu machen.

Er ließ sie gewähren. Er selbst wollte sofort an die Arbeit gehen. Er sah sich nach der Maridai um, sie war verschwunden. Als er nach dem Boote hinabstieg, kam sie ihm schon mit den Netzen beladen entgegen. Ihre Wangen waren gerötet, ihre Augen leuchteten. Sie schleppte mühsam die schweren Netze und wollte sie doch nicht loslassen; sie hätte genug gefeiert, jetzt wolle sie ordentlich mit anpacken.

Und als er weiter abwärts lief, rief sie ihm zu, es sei nichts mehr im Boot, als sein Rock, den könne er unten lassen. „Aber nicht das, was darunter liegt," gab er fröhlich zurück. Er erschien alsbald wieder mit einem Paketchen, das er sorglich im Gebüsch verbarg. Maridai hatte die Netze auf den Boden gelegt, sie verteilte die Rechen. Die größeren Kinder halfen ihr das Heu zusammenscharren und Peter brachte das Gehäufelte in die Netze und trug dieses nach dem Schiff hinunter, um es gleich zu verladen. Es war eine lustige Arbeit an diesem schönen, schattigen Ort, an dem auch die Kleinen sich wohl befanden. Sie schrien vor Vergnügen über die Hunderte von grünen Heupferdchen, die im Grase vor ihnen aufhüpften und die sie einzufangen versuchten.

„Sie sind schon zahm," erklärte Rudi, nachdem er etlichen die Beine ausgerissen, der Loisi aber machte noch kürzeren Prozeß; der zerdrückte alle, deren er habhaft werden konnte, zwischen seinen kleinen Fäusten und trieb den Massenmord so lange, bis ihn ein großes Heupferd in die Finger biß.

Nun begann das Gezeter, er wollte nicht mehr auf der garstigen Wiese sitzen, auf der die bösen Pferdchen sprangen, er brüllte nach der Maridai, bis er blau wurde.

Aber als der Erstickungsanfall vorüberging, ohne daß sie von ihm Notiz nahm, beruhigte er sich von selbst.

„Gehen wir jetzt schon nach Hause?" fragten die Kinder, als nur mehr ein kleiner Rest Heu am Boden lag und Peter ohne Netze vom Ufer zurückkehrte.

„Ja, aber vorher wollen wir uns noch stärken."

„Gibt's was zu essen?" fragte der auf's Essen immer gierige Franzl, und als Peter nickte, brachen sämtliche Kinder in ein Freudengeheul aus. „Hurra! es gibt was zu essen Wo ist das Essen?!" „Wascht Euch zuvor die Hände." Sie stürzten den Abhang hinunter nach dem See und tauchten nicht nur Hände und Füße, sondern auch die Köpfe ins Wasser Schon waren sie wieder da und schüttelten sich wie junge Hunde vor Nässe und Ungeduld Peter hatte sich auf den mosigen Boden gesetzt und die Herrlichkeiten vor sich ausgebreitet Brote, Aepfel und eine große gelbe Melone

„Ah!" Sie schlugen in sprachlosem Entzücken die Hände zusammen.

„Setzt Euch!" Aber diese Aufforderung war unnötig, schon saßen alle um ihn herum und jeder wollte ihm näher sein, so daß sich der Kreis immer mehr verengte, bis sie ihm so dicht an den Leib gerückt waren, daß er sich nicht mehr rühren konnte. Maridai stellte die richtige Distanz wieder her und blieb, die Hände rückwärts verschränkend, abwartend stehen. Er sah sie an. Das arme Ding hatte heute so gut wie nichts gegessen und jetzt wollte sie sich wieder bescheiden.

„Ha, was ist's," fragte er unwillig, „willst Du nur zusehen, wie es uns schmeckt?" Sie lachte, seine Rauheit täuschte sie nicht, er hatte ein Herz voll Güte.

„Mitessen will ich!" rief sie lustig und ihre Röcke zusammen nehmend, setzte sie sich mitten unter die Kinder.

Das Brot und die Aepfel wurden verteilt. Das war ein Knirschen und Schmatzen, in einigen Minuten war alles aufgegessen; sie hatten Eile, um zur Melone zu kommen, die unberührt vor Peter auf dem Boden lag und einen köstlichen Duft ausströmte.

Sie hatten noch nie eine gegessen und ihr Verlangen war daher auf's höchste gereizt.

Sie strampelten und zappelten wie Epileptiker, als er die goldene Frucht aufnahm, um sie zu tranchieren.

„Sie riecht vorzüglich," bemerkte er.

„Wie ein ganzer Erdbeerschlag," sagte Maridai, die zusah, wie er sie mit Wohlbedacht und Zierlichkeit zerlegte und von den dicken Schalen befreite. Er teilte aus, die Maridai als die letzte, erhielt ein doppelt so großes Stück als die Kinder. Diese bemerkten es sofort.

„Die hat am meisten 'kriegt," riefen alle, über die ungleiche Teilung entrüstet. — „Sie braucht nicht so viel. — Warum kriegt sie mehr!"

„Ihr habt bescheiden zu sein," mahnte Peter, „das geht nach der Größe."

„Das ist nicht wahr, Du bist größer als sie, und hast das kleinste Stück."

„Ich weiß schon warum," flüsterte halblaut mit einem verschmitzten Lächeln die Gretel.

„Na, warum denn?" fragte Peter.

„Weil — ich sag's nicht."

„Sag's!" riefen alle, „sag's".

„Weil Du die Maridai gern hast."

„So," machte er gedehnt, „wer hat denn das gesagt?"

„Die Mutter hat's gesagt."

„Es ist nicht wahr, es ist nicht wahr, es ist nicht wahr," rief Maridai, die einen Augenblick mit Erstickung rang, leidenschaftlich aus und verhüllte die Augen, in denen Tränen aufquollen.

„Was ist nicht wahr?" versetzte er ruhig und gelassen.

„Ich hab alle Kinder gern, warum sollt ich Dich nicht gern haben. Du bist doch wirklich das größte Kind, Maridai."

Da sah sie mit den feuchten Augen zu ihm auf und sagte leise:

„Ich möchte Dein Kind sein."

Der weiche innige Ton ihrer Stimme machte ihn betroffen, und rasch, als gelte es etwas abzuwehren, bemerkte er:

„Hab nur Geduld, sobald Hilde und ich verheiratet sind, kommst Du zu uns." Er hatte sich erhoben und sich wendend, sah er Hans Hödelmoser, der von der Landstraße rasch herankam.

„Da seid Ihr ja," rief er fast atemlos ihnen entgegen, und zu den Kindern, die einen unbewachten Moment nutzend, sich wie Geier auf die Melonenschalen gestürzt hatten und ihm damit triumphierend entgegensprangen: „Na, Euch geht's nicht schlecht, wie ich sehe."

Sie berichteten alle auf einmal, mit kindlicher Uebertreibung, was sie alles bekommen hatten, wie gut es war, aber wenig. Und von dem da habe er soviel weggeschnitten, und das sei gerade das beste. Dabei bissen sie mit Gier in die Melonenschalen, von denen sie bereits ein gut Teil verzehrt hatten.

„Das war eine Melone, was?" fragte Hans und als er das große Stück bemerkte, das Maridai wie eine Reliquie sorgsam in der Hand hielt, lief ihm das Wasser im Munde zusammen.

„Ich hab noch nie eine gegessen, laß mich kosten." Er nahm es ihr aus der Hand. Aber das war so weich und saftig, daß er's auf einmal verschlang. „Gut is'," schmatzte er, „aber die Kinder haben recht, es gibt nichts aus".

Er war gekommen, um Peter beim Aufladen zu helfen.

„Es könnt leicht noch ein Wetter geben," bemerkte er phlegmatisch, „wenn wir das Heu trocken nach Haus bringen wollen, dürfen wir uns nicht verweilen."

Man war sofort aufgebrochen und abwärts nach dem Schiff gelaufen.

Hödelmoser war befriedigt, zu sehen, daß das Heu schon gut verladen und festgebunden war.

„Dem tut der Wind nix," meinte er lakonisch.

„Besser wär's doch, wenn ich vor dem Wind damit heim käm," erwiderte Peter, der nach den Wolken gesehen. In dem eingeschlossenen Winkel, wo kaum ein Streifen des Firmaments sichtbar war, hatte er keine Ahnung von der heraufziehenden Gefahr gehabt.

„Das beste ist, Du und die Maridai nehmt die Kinder und geht über den Seeweg nach Hause." Hans war derselben Meinung; die Maridai aber saß schon im Boot und wollte nicht weichen. --

„Laß mich mit Dir fahren," bat sie und sah ihm flehentlich in die Augen, „schau, mit zwei Rudern kommst doch schneller vorwärts, das mußt Du doch einsehen".

Aber Peter verlangte in seinem ruhigen festen Ton, sie möge das Boot verlassen und ihn nicht unnötig aufhalten. Und Hans versicherte, auf dem schmalen Seeweg würde er mit den sechs Kindern allein nicht fertig. Sie gehorchte mit einem leichten Seufzer. Maridai und Hans halfen noch das schwer beladene Boot abstoßen, dann gingen sie landwärts durch den Wald. Peter hatte die Bucht verlassen, er nahm den kürzesten Weg, schräg über den See. Schon war die Sonne von heraufziehendem Gewölk verdeckt, dunkler und dunkler wurde das Firmament, aber die Luft war still und unbewegt. Diese Ruhe hatte etwas Beklemmendes, das Peter den Schweiß aus den Poren trieb. Unter der schweren Ladung kam das Schiff nur langsam vorwärts, aber er gewann in gleicher Stetigkeit an Terrain, schon hatte er das Haus und die Schiffhütte vor Augen.

Da fährts wie ein Zittern über den See. Kleine Wellen springen auf und in nervöser Hast hüpfen sie weiter. Er wendet den Kopf, rückwärts schauend. An dem oberen Teil des Sees erscheint das Wasser bereits aufgewühlt, in großen Wogen jagt es daher, weiße Schaumkämme am Rücken; graue Nebel, formlos geballt, breiten sich über das Wasser; der Wind reißt sie in Fetzen. — Es johlt in den Lüften, im nächsten Augenblick schon hat er das Fahrzeug erreicht und braust über dasselbe hinweg. Der schlanke, aufrechtstehende Mann schwankt unter dem Anprall, der Hut ist ihm vom Kopf gerissen, er tanzt auf den Wellen. Auch das Schiff erbebt in all seinen Fugen, aber das schwere Flachboot behält seine Stetigkeit, die Wogen rauschen, an seine Wände schlagend, darunter hinweg. Er wird dies freudig gewahr wie seiner eigenen Kraft. Noch gehorcht ihm das Steuer — einige Minuten und das Schiff ist geborgen. Aber es folgen die Stöße in unverminderter Heftigkeit. Sie rüttelten an der Ladung, der Wind bohrte sich Löcher hinein, riß, zupfte und zauste in unheimlicher Geschicklichkeit an allen Ecken auf einmal. Peter vermochte sich in seiner aufrechten Stellung nicht länger zu behaupten. Er ließ sich nieder und versuchte sitzend zu rudern, büßte aber damit an Kraft und Sicherheit in der Führung ein. Trotzdem näherte er sich dem Ufer, der Wind selbst trieb ihn dahin. Als er sich jetzt dem Lande näherte, brauste er ihm von dorther entgegen. Der Wald stand hier dicht wie eine Mauer und warf den wütenden Anprall wütender noch zurück. Das Schiff drehte sich im Kreise, vergeblich wendet er all seine Kraft an, er vermochte den Widerstand nicht zu besiegen, keinen Fuß breit kam er vorwärts und das Zerstörungswerk nahm seinen Fortgang, so nahe am Ziel schien die Ladung verloren. — Das Heu flog in großen Partien um ihn herum. Er sah nach dem Hause, nach Hilfe spähend. Niemand erschien. — Oben auf der Straße liefen Leute, sie hatten ihn gesehen, sie winkten ihm zu.

Sie kamen näher. Der Hödelmoser war's und die Maridai. Sobald sie hinter dem Hügel hervorkamen und den Seeweg erreicht, hatten sie das Boot nicht aus den Augen gelassen. An der Stelle, wo der Dittelbach sich in den See ergoß, hatten sie die Brücke zu passieren und von da führte ein Fußsteg über Wiesen aufwärts, um sich am Waldesrand mit der Straße zu vereinigen. Als der Wind losbrach, hatten sie ihre Schritte beschleunigt und immer schneller gingen sie, die Gefahr erkennend.

Einer Frau, die gerade des Weges kam, wurde der Loisi in die Arme geworfen und nun liefen sie dem Ufer entgegen. Die Maridai war voraus, sie schien Flügel zu haben. Steine und Hecken schienen kein Hindernis für sie, geradaus stürzt sie abwärts und, ohne sich einen Augenblick zu besinnen, in den See hinein, in die sie umtobende Brandung. Mit den Armen das Wasser teilend, läuft sie auf dem sandigen Seeboden vorwärts, dem Schiff entgegen. Tiefer kommt sie und tiefer, schon schlagen die Wellen ihr gegen die Brust und drohen sie umzuwerfen.

„Zurück!" schreit ihr Peter zu, „zurück!"

Sie schüttelt das blonde fliegende Haar, das der Wind gelöst und das unter dem Wasserstaub silbern erglänzte.

Mit einer ungeheuren Kraftanstrengung bringt er das Schiff ihr näher. Sie ersieht den Moment, wo der schwimmende Strick, mit dem man es zu befestigen pflegte, von den Wellen gehoben, in ihre Nähe kommt und erfaßt ihn mit kühnem Griff — sie verliert einen Augenblick den Grund unter sich, aber schon hat sie ihn wieder. Sie bohrt ihre wunden Füße zwischen große Steine ein, um Halt zu gewinnen, und hält den Strick fest mit der Kraft eines Mannes. Peter ist nun ebenfalls ins Wasser gesprungen. Jetzt kommt auch Hödelmoser und andere herzu und ihren vereinigten Anstrengungen gelingt es, an diesem Strick, mit Rudern und Stangen das Schiff an das Ufer unter den Schutz der Schiffhütte zu bringen, wo der Wind nicht mehr an konnte.

„Die Maridai hat uns die Ladung gerettet," sagte Hans vergnügt, „ich hätt's ihr nicht zugetraut."

Peter bleibt vor ihr stehen, die von Wasser und Anstrengung dampfend ihre flatternden Haare in einen Zopf zusammenflicht. Er schüttelt den Kopf. „Mädel!" sagt er vorwurfsvoll, aber Staunen und Wohlgefallen sprechen aus seinen Augen.

Sie senkte nicht die ihren, nicht verlegen oder verschüchtert steht sie vor ihm. Stolz und sieghaft lächelt sie ihm entgegen. „Wir haben's dermacht, ganz allein - ich und Du — der Strick war die Hauptsach' — gel? Wie ich ihn in der Hand halt', da denk ich, Gott sei dank, jetzt hast ihn fest, jetzt kommt er dir nimmer aus."

„Wer? Ich?"

„Ja, Du und das Schiff und das Heu und alles!"

Ein kindliches Entzücken lag in ihrem Ton, die blauen Augen leuchteten, wie von innen heraus.

Er legte die Hand auf ihre Schulter, sie war naß und kalt.

„Kleines Ding — wackeres Herz! Aber jetzt geh," drängte er zärtlich. „Du bist naß bis an den Hals, und der Wind. — Zieh trockene Kleider an, sonst wirst Du Dich noch erkälten."

„O mir ist warm!" rief sie wie im Uebermaß der Freude, „Du glaubst gar nicht, wie warm mir ist!"

„Geh, geh," er wurde ungeduldig — sie gehorchte ohne ein weiteres Wort. Lachend lief sie dem Hause zu.

(Fortsetzung folgt.)

# Kevelaer.

**Von August Erdmann.**

(Schluß)

In Kevelaer habe ich viel gesehen und gespürt vom gerissenen Geschäftssinn einerseits und ungeheurem Elend des Leibes und Geistes andererseits. Ganz Kevelaer ist auf die Ausnutzung der Pilger eingerichtet. Die Straßen bestehen aus Gast- und Wirtshäusern, in denen die Fremden in meist notdürftiger und, was Gesundheit und Sauberkeit betrifft, oft auch recht bedenklicher Art Unterkunft finden, und aus Läden, die sich mit dem Verkauf frommer Gegenstände befassen,

Die Muttergottes in Kevelaer.

von der kostbaren Monstranz bis herab zum Fünfpfennigstand. In der Nähe der Gnadenkapelle, die das wundertätige Marienbild enthält, ziehen sich mehrere Reihen von Verkaufsbuden hin, die zum größeren Teile (30) von der Kirche, zum kleineren Teil von der Gemeinde (15) hergegeben werden. Die Buden, die kaum 2 Quadratmeter Grundfläche haben, zahlen je nach der größeren oder geringeren Entfernung von der Gnadenkapelle 900—1800 Mk. Standgeld für die paar Monate der Hauptpilgerzeit. Sie verkaufen außer Gesangs- und Wallfahrtsbüchern den ödesten Tand, der sich denken läßt; die Unkultur und Geschmack- und Sinnlosigkeit, die den Ort und seinen religiösen Betrieb kennzeichnet, wiederholt sich in jeder dieser Nichtigkeiten, die hier erstanden, als Amulett getragen oder denen daheim zur Erbauung und Erinnerung mitgebracht werden.

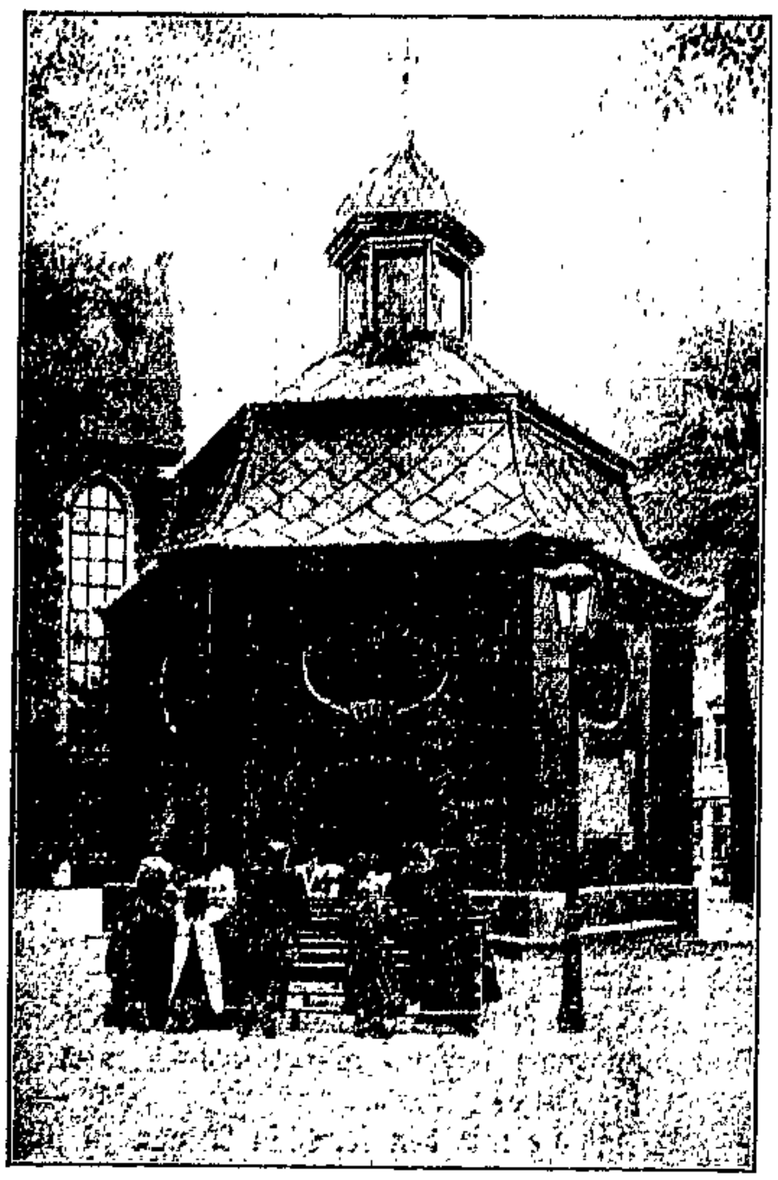
Das sogenannte Gnadenbild (siehe Abbildung), das einst der Handelsmann Buschmann aus Geldern in sein Heiligenhäuschen setzte, ist ein handgroßes, durch die Zeit stark gedunkeltes Stückchen Papier, auf dem heute kaum noch etwas zu erkennen ist. Es ist hinter einer Glasscheibe in einem prächtigen silbernen, mit vergoldeten Figuren geschmückten Rahmen gefaßt worden. Das Heiligenhäuschen wurde im Jahre 1654 mit einer sechsseitigen Kapelle, die sogenannte Gnadenkapelle (siehe Abbildungen) umbaut. In dieser Gnadenkapelle kniet während weniger Sommermonate jährlich eine halbe Million Menschen, die dort ein kurzes Gebet verrichten, um dann die Glasscheibe, hinter der sich das Marienbild befindet, zu küssen, wobei natürlich auch der Aermste nicht unterläßt, seinen Dank in Gestalt einer größeren oder kleineren Münze zu entrichten; die meisten opfern auch in der Kerzenkapelle unfern dem Gnadenbild einige Kerzlein, die dort in allen Größen und Preislagen feilgehalten werden. Der Kuß, den die frommen Pilger durch die Glasscheibe dem Muttergottesbild versetzen, pflegt sehr innig zu sein. Um den Gefahren der Krankheitsübertragung vorzubeugen, fährt ein dazu angestellter Kirchendiener nach jedem Kuß mit einem Tuch über die feuchte Stelle — manchmal allerdings mit automatischer Geschäftigkeit daneben. Natürlich wird auf diese Weise die Glasscheibe nicht von Ansteckungsstoffen gereinigt, diese werden höchstens auf einen größeren Raum verrieben. Und wenn man sich nun vergegenwärtigt, daß fast keiner dieser Leute auf die Sauberkeit seines Mundes achtet, daß ein großer Teil von ihnen — denn der Besuch des Gnadenbildes gilt ja außer der Erbauung auch der Genesung — mit Krankheiten behaftet ist, darunter gewiß auch solchen, die sich durch den Mund übertragen lassen, dann glaube ich, daß auf jede der angeblichen Wunderheilungen zehn, vielleicht auch hundert Erkrankungen kommen, deren Erklärung nicht in der Wunderkraft des Gnadenbildes, sondern in der von ihm übermittelten Uebertragung von Ansteckungsstoffen zu suchen ist. Dazu berücksichtige man die Gefahren und Schäden, die die Massenansammlung vielfach kranker Menschen auf engem Raum mit sich bringt, die Unzulänglichkeit der nächtlichen Unterkunft, die bei der Hochflut der Wallfahrten viele Pilger veranlaßt, auf den Straßen und auf dem Felde, in Winkeln und auf Steinen zu kampieren — dann wird man finden, daß die spärlichen Wunder arg teuer bezahlt werden. Hunderte, womöglich Tausende müssen an ihrer Gesundheit leiden, damit an einem die Wunderkraft des Gottesbildes bezeugt und am Schluß der Saison vom „Kevelaerer Volksblatt" (Motto: Für Thron und Altar!) verkündet werden kann, daß wieder mal eine halbe Million gläubiger Christen den Weg zum Bilde der allerheiligsten Jungfrau gefunden hat — zur höheren Ehre der Kirche und zur Freude der Kevelaerer Wirte, Krämer und Wallfahrtsindustriellen.

Von der halben Million Pilger stammt übrigens der größte Teil aus Holland, und ich

Holländische Pilgerinnen.

will gestehen, daß ich das nicht ungern sehe. Wenn an der Tatsache, daß jährlich 500 000 Menschen nach Kevelaer pilgern, nun mal nichts zu ändern ist, so höre ich doch lieber, daß davon nur 200 000 auf das Rheinland kommen, und wenn es nun mal wundergläubige Leute geben muß, gönne ich sie den Holländern eher als uns. Kevelaer ist überhaupt mehr holländisch als deutsch. Bis 1701 gehörte es zum Herzogtum Geldern, also zu den Niederlanden, von deren Grenze es heute nur eine knappe Meile entfernt ist. In Kevelaer findet man immer noch mehr holländische als deutsche Namen und hört man ebensoviel holländisch wie deutsch sprechen. Die öffentlichen Anschläge sind in beiden Sprachen abgefaßt. Die Warnung: „Men wachte zich voor zakkenrollers" (Taschendieben) macht die holländischen Pilger, die es im eigenen Lande noch nicht erfahren haben sollten, darauf aufmerksam, daß sich an den frömmsten Orten die meisten Gauner zusammenfinden, und das Ersuchen des „Hotel-houdersbondes" in den Wirtschaften: „om by di levering van spysen en dranken terstont te betalen," erinnert sie daran, daß die wirtschaftliche Bedeutung des baren Geldes und der sofortigen Zahlung auch in der frömmsten Umgebung gewürdigt wird.

Buschmann, den frommen Handelsmann aus Geldern, samt seinem Weibe Mechtildis be



Die Gedenkkapelle.

trachten die Holländer als die ihrigen. Ich gönne ihnen die Leute, bin auch sonst den Holländern nicht gram wegen ihrer Anhänglichkeit an Kevelaer, schon deshalb nicht, weil sie in das im allgemeinen recht einförmige und abstoßende Treiben dort einen eigenartigen und erfrischenden Zug hineinbringen. Nichts ist interessanter als so eine holländische Pilgergesellschaft, wie sie in der Hochsaison der Wallfahrten (August und September) täglich mehrere zu Bahn oder zu Fuß in Kevelaer landen. Zwar die städtischen Pilger unterscheiden sich kaum voneinander, ob sie nun aus Holland oder aus dem Rheinlande kommen, aber die ländlichen Wallfahrer von jenseit der Grenze bringen die ganze Eigenart ihrer konservativen Heimat mit. Die Männer mit glattrasierten geröteten Gesichtern, schwarz gekleidet, mit altväterlichen Kappen, in der Hand einen Korb oder einen schwarzsammeten, buntverschnürten Beutel mit Eßvorräten, rauchend oder priemend oder auch beides zusammen, immer aber spuckend. Die Frauen in wunderlichen Moden und Trachten, vielfach auch mit den sonderbaren Hauben und Kopftüchern, deren sorgfältiger und gleichmäßiger Pflege man ansieht, daß es sich hier um eine Art Nationalheiligtum handelt, das noch manches Geschlecht zu überdauern (siehe Abbildung) Aussicht hat. Der Holländer legt bei seinen frommen Uebungen weniger den Menschen ab als der Rheinländer, der ganz Andacht, ganz Verzückung zu sein pflegt, und auch der holländische Geistliche, der in seinen Kniehosen und Wadenstrümpfen etwas an das Zeitalter der galanten Abbés erinnert, verrät mehr Anteil an der Welt und ihren Freuden als sein

rheinischer Amtsgenosse. Man sieht die Herren, während ihr Gefolge betend und knieend die Gnadenkapelle umlagert, lustig plaudernd umherwandeln; die Verbindung mit dem Himmel unterhalten sie durch reichliche Rauchopfer, denn wenn der holländische Geistliche nicht betet, raucht er, meist aber tut er das letztere; im übrigen beweist die Heiterkeit ihrer Mienen, daß sie keinen Wert darauf legen, schon bei Lebzeiten als Heilige betrachtet zu werden. Und die Sorglosigkeit und Lebenslust der Hirten überträgt sich auch auf die Herde. Hier und da sondert sich aus der Pilgermasse vor der Gnadenkapelle ein Trupplein von fünf oder sechs Mann ab und etabliert sich als gemischter Chor, ein rotes Büchlein wird hervorgezogen und ein „pelgrimslied" angestimmt von der „soete maagd Maria" und ihrer „barmhartigheit" oder von dem „goede Buschmann", an den der himmlische Ruf erging „hier bouw mij een Kapel". Die Melodien dieser Lieder haben durchaus nichts Kirchliches an sich, und da die holländische Sprache in ihren Worten und Wendungen ebenso wie auch in ihren Lauten viel Kindliches und Lustiges hat, so hört sich ein solches Straßenkonzert ganz amüsant an. Die Leutchen sind ihrer Stimmen sicher und wenn sie mal auseinandergeraten, brechen sie kurzerhand ab und beginnen unter Führung einer stimmfesten Maid die Strophe von neuem. Ein junger Geistlicher, der sich mit einer deutschen Pilgerschar gerade zur Andacht an der Gnadenkapelle aufgestellt hat, wirft unwillige Blicke und Winke zu den Sängern herüber. Diese aber lassen sich nicht stören, sie bringen die siebzehn Strophen ihres „pelgrimsliedes" zu Ende, und befriedigt von dem Beifall der Umstehenden gehen die Leutchen auseinander.

„Die Mutter Gottes von Kevelaer trägt heut ihr bestes Kleid" — singt Heinrich Heine. Der Dichter ist wohl nie in Kevelaer gewesen, sonst würde er wissen, daß die Mutter Gottes von Kevelaer kein Kleid trägt, weil sie nur aus einem kleinen armseligen Stücken Papier besteht. Ich weiß nicht, ob die Romantik der Kevelaerer Wallfahrt je vorhanden gewesen ist, ich weiß nur, daß sie jetzt nicht mehr besteht, daß es aus ist mit aller Poesie. Die Eisenbahn schleppt heute einen Pilgerzug nach dem anderen herbei. Die Vorbereitung vollzieht sich so geschäfts- und fahrplanmäßig, das Treiben um die Gnadenkapelle gestaltet sich so jahrmarktsartig, der Ort und seine Gegend ist so bar aller natürlichen Schönheit, der fromme Betrieb so ledig aller Kunst und Kultur, daß der gänzliche Verzicht auf geistige und ästhetische Bedürfnisse, die völlige Hilflosigkeit armer gedrückter Menschengemüter, die völlige Versunkenheit in die Mystik und das Formelwesen des Kultus dazu gehört, um es an dieser Stätte auszuhalten und sie gar noch gestärkt und gehoben zu verlassen. Freilich, wer es fertig bringt, stundenlang den Rosenkranz zwischen den Fingern zu rollen und ebenso lange nichts anderes zu murmeln als das ewige „Maria voller Gnaden", der bringt's auch fertig, eine Kevelaerprozession für das erhabenste Schauspiel der Welt zu halten und nichts zu merken von dem greulichen Gespiel der blechernen Musikkapelle, die dem Zuge vorangeht, nichts von dem unsäglichen Gekrächze der Vorsänger, die mit ihrem Gefolge in widerlichen Dissonanzen liegen, nichts von dem grotesken Gebaren der Vorbeter, die wie Tambourmajore ihre Stäbe schwingen, um die Gebete zu dirigieren, nichts von all dem übrigen leeren Formelwesen.

Maria consolatrix afflictorum — nennt sich die Mutter Gottes in Kevelaer. Der Name hat seine Berechtigung. Er erklärt vielleicht die Entstehung der Kevelaerer Wallfahrt, jedenfalls aber ihre spätere Blüte und ihr jetziges Ansehen. Zu den Betrübten mochten — wenn es nicht Betrüger waren — der Heinrich Buschmann aus Geldern und seine Frau gehören, Leute, die im Aberglauben ihrer Zeit, unter den Schrecken der Kriegsläufte, im steten Bangen um ihr bißchen Leben und Gut aus dem Gleichgewicht gebracht, ihren Sinn überirdischen Gesichten, Erscheinungen und Offenbarungen zuwandten. Betrübte sind es auch, die später und bis in die heutige Zeit in immer größerer Zahl ihre Zuflucht zu dem Marienbildchen am Niederrhein nehmen; arme, an Leib oder an Seele geplagte Menschenkinder, denen der Glaube und das Jenseits alles sein muß, weil ihnen das Leben nichts bietet und die Erkenntnis geflissentlich von ihnen ferngehalten wird. Man muß sie gesehen haben, diese Pilger von

**Klatschbasen.** Nach einer farbigen Zeichnung von Fritz Graetz.

Kevelaer, in ihrer Masse ebenso verkümmert an Leib wie an Geist; sie sind auch ohne die äußeren Merkmale der Krankheit als bresthafte Menschen gekennzeichnet, und auf ihren Gesichtern, dem Spiegel des inneren Lebens, lagert der Stumpfsinn, die Gedankenarmut, der Geistestod. Psychologen und Physiognomiker können auf einer Kevelaerer Wallfahrt ergiebige Studien machen; jeder Kopf ein Charakterbild, leider nicht von der Art, die zugunsten des Inhabers, leider auch nicht zugunsten der Menschheit und unseres Zeitalters spricht. Man begreift, weshalb die Kirche diejenigen preist, die geistig arm und einfältigen Herzens sind. In einer solchen Massenversammlung von leiblich und geistig Verkrüppelten weilt der Blick fast mit Wohlgefallen auf der Gestalt eines stämmigen Priesters, dessen äußere Erscheinung wenigstens Gesundheit und dessen Gesicht Intelligenz verrät. Zu bedauern ist nur, daß diese Intelligenz dazu dienen muß, andere im Dunkel zu halten. Noch viel mehr aber ist zu bedauern, daß unsere ob ihrer Kulturhöhe so hoch gepriesene Gesellschaft für Millionen Menschen in ihres Leibes und Geistes Nöten keinen anderen Rat und keine anderen Mittel hat, als den Wunderglauben.

# Satirische Dichtung der deutschen Renaissance.

Von Ernst Kreowski.

Ueber das eigentliche Wesen der Satire herrschen genau soviel voneinander abweichende Meinungen, als „Aesthetiker" vorhanden sind. Im vulgären Sprachgebrauch heißt Satire: sich über jemand „lustig machen", ihn „frozzeln", ihm eins „anhängen". Mit dieser letzteren Definition kommt man dem Kern der Satire schon näher. Einer Person oder Sache „etwas anhängen", bedeutet doch schon: ihr Eigenschaften andichten, die sie kaum besitzt, ihr Handlungen zuschreiben, deren sie vielleicht gar nicht fähig ist. Dies Verfahren setzt Uebertreibung voraus. Also ist Satire soviel wie eine ins Maßlose gesteigerte Kritik an Menschen und Zuständen; mit anderen Worten: etwas ins Lächerliche ziehen, es verhöhnen. Hieraus geht schon eine gewisse Absichtlichkeit hervor. Sie bedarf aber der Unterstützung durch besondere Mittel. Solche Mittel sind die Sprache und die Zeichnung. Man unterscheidet daher mit Recht zwischen sprachlicher und bildlicher Satire, oder Karikatur. Beider Wesen beruht in der Uebertreibung. Beide suchen, ihrem Objekt von außen her beizukommen. Das kann burlesk, possenhaft und humoristisch sein, ist jedoch nicht das, was man groteske Satire nennt.

Wie in der mittelalterlichen Kunst, so spielt auch in der Satire jener Zeit das Symbolische und Allegorische eine bedeutende Rolle, wogegen die groteske Satire nicht aufkommt. Gleichwohl fehlt es nicht an Satiren, die vornehmlich das Leben der Geistlichen schonungslos angreifen und auch meist vom Klerus selbst ausgehen. Sie tauchen bereits im 13. Jahrhundert auf, weniger allerdings in Deutschland, als in Frankreich und Italien. Bald wird in ihnen das Schlemmerleben der Aebte und Priors auf Klostergelagen, bald der päpstliche Hof karikiert. Hauptsächlich geschieht das in einer Satire „Tractatus garsiae", die gegen Urban II. und seine Kardinäle gerichtet ist. Es wird da auch die grenzenlose Verehrung des Goldes und des Silbers mit witziger Schärfe gegeißelt. Uebrigens bildet die Habsucht Roms im 11. und 12. Jahrhundert häufig den Gegenstand der Verspottung durch Verse auf die Heiligen Albinus und Rufinus. Die französischen Satiriker des 13. Jahrhunderts überragt der Troubadour Rutebeuf um Haupteslänge. Eine Anzahl seiner bald grotesken, bald direkten Satiren ist ebenfalls gegen die Geistlichkeit gerichtet. In einer derselben behauptet er rundweg: die guten Weine, das zarte Fleisch, der starke Pfeffer, das wären die Gottheit der Pfaffen. Nur um dieser Dinge willen führten sie Krieg, nur um dieser Dinge willen unternähmen sie Kreuzzüge usw. Ihr Sinn ist einzig und allein auf die Genüsse der Tafel gerichtet; sie halten sich für Apostel, wenn sie zu Tische sitzen . . . Und sie sind ebenso unwissend — ein Vorwurf übrigens, der ihnen auch in lateinischen Pasquillen gemacht wird — und faul als gefräßig. Sie können keinen anderen Psalm hersagen außer dem Deo gratias, der nur zwei Worte habe. Und dabei haben sie soviel an Almosen und soviel an frommen Vermächtnissen bekommen, daß sie statt kleiner Hütten nun so große Paläste bauen, daß ein Ritter mit der Lanze in der Hand nach springen könnte, bevor er die Decke erreichte. Für Geld tun sie alles, was man will. Für Geld machen sie sogar einen Esel zum — Christen . . . Rutebeuf schwingt aber auch über andere Stände die Geißel der grotesken Satire. Einmal greift er die Bauern an. Sie seien behauptet er, so schmierig, daß selbst ihre Seele einen solchen Geruch verbreite, daß man sie weder im Paradiese, noch in der Hölle dulden könne . . . Wie hier der Teufel vom Bauern an Unflat, so wird er von der Frau an Schlauheit übertroffen. Es ist leichter, den Teufel zu betrügen, als ein Weib . . . Zum Mönch, zum Bauern und zur Frau gesellt sich als Vierter im Bunde der Arzt, dessen Prahlen mit seinen Kenntnissen und seinen allmächtigen Heilmitteln in mehreren Stücken auf wirklich groteske Art karikiert wird. Es ist kein gewöhnlicher Krauthändler, sondern ein gewandter Mediziner, den wir da kennen lernen. Er hat die merkwürdigsten Salben und Steine gegen Zahnweh („Gemisch aus Murmeltierblut und Hänflingskot") und anderes parat. Er kann der Menschen Liebesglück erhöhen, ja, er rühmt sich sogar, ein Mittel zu besitzen, mit welchem er die ältesten Leute wieder gesund machen könne. Seine Mittel sind so zahlreich, daß, wenn er einen eisernen Mund, eine stählerne Zunge, einen Marmorkopf hätte und so weise wäre wie Hippocrates oder Galen oder Salomo, er nicht die Vortrefflichkeit und den Wert aller seiner Salben rühmen und aufzählen könnte — was er jedoch sehr reichlich tut. . . .

Ferner begegnen wir auch Satiren, in denen der Stand der niederen Spielleute angegriffen wird. Offenbar von höheren Spielleuten, denen jene verhaßt waren. Uebrigens hat sich auch die mittelalterliche Plastik oft an den „Jongleurs" gerieben. Nebenher regt sich aber auch schon die politische Satire. Es wird da sowohl die Prahlsucht der Engländer zur Zeit Heinrich III. verhöhnt, als auch das reiche flämische Bürgertum karikiert. Die politische Satire Frankreichs sandte indessen ihre scharfen Pfeile nicht bloß gegen ihre westlichen Nachbarn und auswärtigen Feinde; sie unternimmt es auch, die inneren Mißstände, wo es not, zu geißeln. Es fehlt nicht an Satiren gegen das niedere Kriegsvolk und gegen den Ritterstand, oder richtiger gegen die diesen Stand verherrlichende Ritterdichtung. Ihr gingen namentlich die italienischen Satiriker zu Leibe. Ariosts „Rasender Roland" bildet hierfür das klassische Beispiel. Die Abneigung Italiens gegen den Geist des Mittelalters, der hier niemals eine rechte Heimstätte gefunden hatte, fußte auf der in diesem Lande so früh erfolgten Bewegung nach Wiederbelebung des klassischen Altertums. Diese Bewegung hatte allmählig immer weitere Kreise an sich gezogen, ja sie hatte im Laufe der Zeit die damalige Gesellschaft so sehr ergriffen, daß, da sie geradezu eine künstliche Welt schaffte, in der lateinisch gesprochen und gedacht wurde, eine Atmosphäre von lauter Erinnerungen bestand, welche ba alles so sehr durchdrang, daß sie den Spott der Zeitgenossen hervorrufen mußte. Das Streben der Humanisten nach Verfeinerung des Sprachgebrauchs im Geiste Virgils und Ciceros brach auf der anderen Seite die sogenannte makaronische Sprache hervor: ein rohes Kauderwelsch, das sich seinen Wortschatz aus bunt zusammengewürfelten lateinischen, italienischen und dem Dialekt entnommenen Wörtern zusammensucht, ja sogar durch Anhängung lateinischer Endungen an italienische Stämme die merkwürdigsten Wortbildungen ins Leben ruft. War dies Sprachengemengsel schon an sich eine burleske Verhöhnung des klassischen Prinzips, so war es die makaronische Satire hinsichtlich ihres Inhalts noch weit mehr. Alles, selbst das Erhabenste, wird in den Gassenkot herabgezogen, aber mit jener maßlosen sinnbetäubenden, alle Gesetze und Regeln der Sprache kühn überflutenden Kraftfülle, die dem Menschentum der Renaissancezeit eigen ist.

* * *

Die Renaissance kam, die Zeit des Ankommens des Handels, und der Geldwirtschaft. Wir sehen die Städte auf dem Höhepunkt ihres Reichtums und ihrer Macht. An die Stelle der recht prunkvollen Lebensführung des Rittertums ist die der begüterten Bürgerschaft getreten. Unerhörte Prachtentfaltung, größter Luxus innerhalb der Mauern, grenzenloses Elend draußen im Lande. Noch schärfere Kontraste bieten sich, wenn wir den Blick auf die reichen Patrizier und auf die hohen und höchsten Stände richten. Gewiß, im Jahrhundert der Reformation und der wieder auflebenden Wissenschaften hat eine übertriebene Begeisterung für Bildung nicht bloß die Gelehrten, sondern auch die Laien, nicht bloß Männer, sondern auch Frauen, nicht bloß Bürger und Adlige, einfache Handwerker und rauhe Krieger, sondern auch Fürsten und Könige ergriffen.

Die durchgreifende Betätigung dieses Triebes war aber nur denkbar in einer Zeit so eminenter wirtschaftlicher Erfolge, welche die Macht des Geldes befestigten. Nun winkte namentlich in den am meisten begüterten Gruppen, die jeder materiellen Arbeit enthoben sind, begabten Individuen die Möglichkeit, sich dem Studium der Wissenschaften oder den Künsten zu widmen, wenn nicht gar eine vielseitige, auf allen möglichen Gebieten schöpferisch wirkende Begabung zu entfalten. Aus denselben ökonomischen Bedingungen erklärt es sich freilich auch, daß so manche Leuchten der Kunst und Wissenschaft gerade aus armen Bevölkerungsschichten hervorgegangen sind; sie hätten schwerlich in einer Zeit der Unbildung und wirtschaftlichen Enge die zu ihrem Studium notwendige materielle Unterstützung gefunden, oder wären nicht zur vollen Entwickelung ihrer Fähigkeiten gekommen. Charakteristisch aber für die Menschen der Renaissance ist der Zug ins Große, Kolossale, Uebertriebene, Unmögliche, von dem sie alle erfaßt sind. Der Humanist will alles wissen, alles ergründen; er ist daher auf allen Kampfplätzen des Geistes zu Hause: er ist nicht selten Theologe, dozierender und praktischer Mediziner, Sprachgelehrter, Jurist, Mathematiker, Philosoph, Pädagoge — selbst Astrologe, Magier, Alchimist und was sonst noch alles in einer Person. Wir sehen Persönlichkeiten, die große Dichter und Gelehrte, doch auch zugleich im praktischen Leben wohl erfahren sind. Wir sehen bedeutende Maler, die als geniale Architekten, Hydrotechniker, Erfinder, Musiker, Poeten usw. zu glänzen und von sich reden zu machen vermögen.

(Fortsetzung folgt.)

# Am Galgen vorbei.

Erinnerungen einer Mutter. Von S. A. Sawinkowa.

(Fortsetzung.)

Gar zu bald bestätigte sich meine Ahnung in Sebastopol: umsonst suchte der Offizier durch Verkleidungen die Umgebung über seine Person zu täuschen: Zuerst erschien er in der Gestalt eines Lehrers in der Gefängniszelle des Jünglings Makarow, um auf ihn, der die Bombe geschleudert hatte, einen Druck auszuüben, ihn zu veranlassen, die Schuld auf Sawinkow zu schieben, und diesen als das Haupt der Verschwörung hinzustellen; dann wieder arrangierte er eine Zusammenkunft zum gleichen Zweck mit der Mutter Makarows im Stadtgarten, wo er wieder anders verkleidet und in neuer Gestalt erschien und ihr eine Regierungspension von 25 Rubel versprach, wenn es ihr gelänge, ihren Sohn dahin zu bringen, Sawinkow als den Schuldigen zu nennen; alles half ihm nicht: man sah und erkannte stets in ihm den „grauen" Gendarm; und, obwohl er sich für einen undurchdringlichen Menschen hielt, sprach jedermann in Sebastopol von seinen Abenteuern; er war für die Leute nur ein komischer Hanswurst.

Jetzt, auf dem Perron stehend, warf er auf mich, über seine dunkle Brille hinweg, nur einen Blick — es war der Blick eines Raubtieres angesichts einer guten Beute. Mir wurde es bange dabei.

Wie auf Kommando drehten sich die beiden um und marschierten im gleichen Schritt davon: der eine leicht und nervös auftretend, der andere vorsichtig, schleichend; ich schaute ihnen nach, solange ich sie sehen konnte . . . Ein Gefühl der stillen Verzweiflung bemächtigte sich dabei meiner Seele! . . .

Es war ein prächtiger Frühlingsmorgen, als wir uns am 19. Mai Sebastopol nahten. Aber das frische Grün, das blaue vom Sonnenschein glitzernde Meer und die seltene Klarheit der Luft, ließen mich unberührt. Meine Seele war von einer Kälte erfaßt, die die Südsonne nicht zu erwärmen vermochte. Alle meine Gedanken waren nur auf meinen Sohn konzentriert. Beim Aussteigen aus dem Waggon traf ich wieder mit dem ebenfalls aussteigenden Trussewitsch zusammen. Direkt von der Bahn fuhr ich mit Herrn Schdanow zum Verteidiger Iwanow. Wie es schien, wurden wir dort erwartet.

Die Türe wurde uns unverzüglich geöffnet und vor uns erschien ein in Militäruniform gekleideter, noch ziemlich junger Mann von sympathischem Aeußeren.

„Sind Sie Herr Iwanow?" fragte ich.

Der Kapitän verneigte sich höflich.

„Lebt mein Sohn noch?"

„O, ja!" gab der Kapitän zur Antwort, indem er sich Mühe gab, gefaßt zu sprechen. „Ich habe ihn erst gestern abend gesprochen; er ist mutig und ruhig und erwartet Sie und seine Frau ungeduldig. Die Gerichtsverhandlung ist auf einige Tage verschoben worden, da die Frage aufgeworfen worden war, ob Makarow, welcher die Bombe geschleudert hatte, zurechnungsfähig sei."

Er lebte! Ich hatte ein Gefühl, als ob eine ungeheure Last langsam von meinen Schultern heruntergleite, und tief am Grund meiner Seele begann die Hoffnung sich zu regen. Eine schwache, geringe Hoffnung — aber sie löste doch das unerträgliche Gefühl der Hoffnungslosigkeit ab.

Indessen erkundigte sich Herr Schdanow beim Kapitän, wie es gekommen sei, daß er den Angeklagten sprechen durfte, bevor dem Letzteren die Anklageschrift überreicht worden war.

Wie es sich erwies, geschah alles wider Willen und Erwarten der höheren Behörde. Was die Angeklagten verderben sollte, das gerade reichte ihnen zur Rettung. Die Eile, mit der General Kaulbars das Ganze in Szene setzte, veranlaßte auch seine Untergebenen, eiligst zu handeln; und die Ernennung gewöhnlicher Kapitäne aus der Sebastopoler Festungsartillerie zu Verteidigern, die niemals Juristen waren, eine Ernennung, welche auf die völlige Unkenntnis der Gesetze und die Unfähigkeit zu verteidigen berechnet war, bewirkte gerade das Gegenteil und beeinflußte das Schicksal der Angeklagten günstig. Denn als der Kapitän Iwanow telegraphisch den Befehl erhalten hatte, meinen Sohn zu verteidigen, der unter dem Namen Subbotin verhaftet war, begab er sich unverzüglich zum Generalstab und, auf das Telegramm sich berufend, verlangte er zum Angeklagten zugelassen zu werden. Er war also des Gesetzes, welches ihm verbietet, den Angeklagten vor der Ueberreichung der Anklageschrift zu sprechen, unkundig und nur von dem Streben beseelt, dem Willen des Vorgesetzten, alles eiligst zu betreiben, zu gehorchen. Im Generalstab war man auch nicht gesetzeskundig, doch von der gleichen Eile getrieben, und so erhielt Herr Iwanow die Erlaubnis, meinen Sohn zu sprechen, der ihm seinen wirklichen Namen und meine Adresse mitteilte.

Somit war alles zum Besten ausgefallen. Aber es fragte sich, welche Beweggründe die höheren Instanzen der Regierung veranlaßten, in einer Angelegenheit, bei der es sich um Menschenleben handelte, statt sachkundiger Verteidiger, einfach Kandidaten auf Militär- und Marineposten, denen die Gesetze völlig unbekannt sind, zu Verteidigern zu ernennen? In Sebastopol wollte man dies damit erklären, daß in der Stadt kein Militärbezirksgericht vorhanden sei.

Es waren jedoch sämtliche Mitglieder des Gerichts aus Odessa vollzählig hierher herübergekommen — warum konnte man da nicht auch einige Berufsverteidiger herüberkommen lassen?

Wohl sah die Behörde am nächsten Tage ihren Fehler gegen das Gesetz ein, doch die Sache war bereits geschehen: das Telegramm war an meine Adresse abgegangen. Nachher wollten sie ihren Fehler als eine Tat der Großmut hinstellen.

„Sie sehen doch selbst, wie nachsichtig wir waren, indem wir den Verteidiger zu Ihrem Sohne zugelassen haben, bevor ihm die Anklageschrift überreicht war," sagte mir unter anderem der Untersuchungsrichter.

„Sie taten dies aus Versehen," antwortete ich.

„Nein," erwiderte er, „nicht aus Versehen!"

Aber ich glaubte ihm nicht. Das ganze Verfahren der Behörde wies darauf hin, daß man nicht die geringste Absicht hatte, jemanden zu schonen.

Das Verhalten des Verteidigers meines Sohnes, des Artilleriekapitäns Iwanow, war dagegen von Anfang bis zu Ende ein korrektes, obwohl seine Situation eine schwierige war. Zwischen meinen und seinen Ansichten lag ein tiefer Abgrund. In seiner Eigenschaft als Offizier gehorchte er selbstverständlich den Verordnungen seiner Vorgesetzten und handelte gemäß den Vorschriften. Indes verstand er es, mir und meinem Sohne gegenüber so vollkommen korrekt zu sein, daß wir ihm keine Vorwürfe machen konnten. Davon ganz zu schweigen, daß er ungeachtet der vielen Mühe, der Störungen, des Zeitverlustes und der Arbeit, die er unseretwegen hatte, jede Art Belohnung zurückwies.

„Ich habe nur meine Pflicht getan," sagte er bescheiden. Aber ich erinnere mich jetzt noch oft, daß er sich in mancher heiklen Situation nur durch sein natürliches Taktgefühl zu helfen wußte. So hatte ich z. B. während einer Unterredung mit ihm in meiner damaligen leicht begreiflichen Aufregung die bittere Bemerkung fallen lassen, daß ich nicht daran zweifle, daß das Urteil von vornherein entschieden sei und daß man auf die Unparteilichkeit der Behörde wohl nicht rechnen dürfe.

Kapitän Iwanow errötete und sagte zurückhaltend und würdevoll: „Ich begreife wohl Ihre Aufregung als die einer Mutter in solch schrecklicher Lage; aber ich als Offizier darf solche Reden nicht anhören."

Ich verstand ihn und gab mir von nun an Mühe, in seiner Anwesenheit weniger schroff in meinen Aeußerungen zu sein, was mir jedoch unter diesen Verhältnissen außerordentlich schwer fiel.

Während unserer ersten Unterredung fragte ich ihn, ob ich meinen Sohn sehen dürfe. Kapitän Iwanow bejahte die Frage, versprach seinerseits alles dazu beizutragen und fügte hinzu, daß er sich sofort nach der Festung begeben werde, um meinen Sohn von meiner Ankunft in Kenntnis zu setzen.

„Sagen Sie ihm, daß ich mutig sei und nicht weine!"

Als ich aber einige Zeit darauf die Zelle meines Sohnes zum ersten Male betrat und ihn nach langer Trennung wiedersah, in den Händen seiner Feinde, die ihn mir für immer entreißen konnten, verlor ich die Fassung und lautes Schluchzen entrang sich meiner Brust; ich war nicht imstande, das Weinen zurückzuhalten.

Mein Sohn trat rasch auf mich zu und ergriff meine Hände.

„Weine nicht, Mutter! In solchen Fällen lassen liebende Mütter ihren Tränen nicht freien Lauf."

Ich wurde still. Kein einziges Mal mehr in der ganzen Zeit wagte ich zu weinen, um den Mut meines Sohnes mit meinen Tränen nicht zu erschüttern.

Allein, bevor ich ihn sehen durfte, hatte ich nicht wenig Scherereien. Erst mußte ich zum Untersuchungsrichter, dann zum Prokurator und endlich zum Generalstab.

Zur Zeit meiner Ankunft in Sebastopol befand sich die Angelegenheit meines Sohnes noch im Untersuchungsstadium. Am Vorabend meiner Ankunft war die Untersuchung beendet und das Material dem aus Odessa zugleich mit dem Gericht eingetroffenen Militärprokurator Wolkow überreicht worden. Aber sogar er fand die Untersuchungsakten bei der Eile, mit der sie aufgenommen worden waren, unvollständig und verwies das Material behufs Ergänzung an die Untersuchungsinstanz zurück.

Am selben Tage hatte Makarow seinen richtigen Namen gestanden und bekannt, daß er erst 16 Jahre alt sei, weshalb vom Odessaer Gericht jetzt die Entscheidung über die Frage verlangt wurde, in welchem Geisteszustand Makarow seine Tat verübt habe, ob er zurechnungsfähig sei oder nicht. Infolgedessen mußte die Gerichtsverhandlung auf einige Zeit verschoben werden. Der Umstand, daß der Prokurator die Sache zur Ergänzung zurückgewiesen hatte, beweist klar, mit welcher ungewöhnlichen Eile man in einer Sache verfuhr, von deren Ausgang vier Menschenleben abhingen.

(Fortsetzung folgt.)

# Feuilleton.

## Abschied.

Und einmal, weißt Du, muß es wohl sein, —
Ich hätte es Dir ja längst geschrieben,
Doch ist mir immer der Glauben geblieben,
Ich kehrte mit vollen Händen heim!

Und reiflich hab' ich's mir überdacht,
— Du wirst das Gleiche empfunden haben;
Denn seit wir uns unsere Herzen gaben,
Da wartest und weinst Du wohl manche Nacht?

Und hörst, wie die Anderen lieben und lachen!
Und denkst noch immer: ich käme nach Haus . . . ,
Die Not und Sorge wäre dann aus,
Und wir würden dann beide Hochzeit machen! —

Ich aber suche noch immer das Glück.
(Nicht wie in dem Märchen die Glücksgaloschen!)
Ich dreh' in den Händen jeden Groschen
Und spar' mir vom Munde manches Stück.

Doch eh' es so weit wär', daß Du und ich
Das Grau unserer armen Jugend vergessen
Da hat uns der Gram die Galle zerfressen!
Und darum glaub' mir, erbarmt es mich . . . !

Friedrich Natteroth.

*

**Fürsorge.** Hermann Koch, ein junger kräftiger Zimmermann, hatte Glück. Obwohl es Winter war und in seinem Ort eine große Arbeitslosigkeit im Baugewerbe herrschte, arbeitete er, so daß er mit seiner Familie nicht Not zu leiden brauchte.

Freilich, die Arbeit war etwas beschwerlich. Es war kalt und Koch stand auf der vierten Etage eines großen Neubaues, der ein Geschäftspalast werden sollte. Die Kälte hätte er gewiß schon ertragen, aber seine Tätigkeit war mit großer Lebensgefahr verbunden, denn der Unternehmer hatte entgegen den polizeilichen Vorschriften kein Schutzgerüst an die Fassade des Neubaues anbringen lassen. — Wenn Koch auf der äußersten Mauer stand und in die Tiefe blickte — schauderte er. Ein Fehltritt — und sein Leben war dahin, weil das Schutzgerüst fehlte. Seine Pflicht wäre es gewesen, den Arbeitgeber darauf aufmerksam zu machen. Er hätte unter allen Umständen auf die Erfüllung der polizeilichen Vorschriften dringen müssen, um sein Leben zu schützen.

Doch Koch unternahm nichts. Er hatte Furcht, die Arbeit zu verlieren, wenn er dem Unternehmer ernsthafte Vorstellungen machen würde — und deshalb schwieg er. Dabei war er ein Mann, der schon wußte, was er als Arbeiter zu tun hatte, denn er war gewerkschaftlich organisiert, sogar Schriftführer in seinem Verband.

Der junge Zimmerer wollte aber nicht arbeitslos werden um seiner Familie willen. Er sagte sich, er habe schon unter viel schwierigeren Verhältnissen gearbeitet und es wäre ihm bisher nichts passiert — nicht das geringste. Und er war ja auch kein Tölpel, kein Angstmeier und Schwindelanfälle stellten sich bei ihm nicht ein.

Koch hatte auch die Hoffnung, daß die Polizei das Fehlen des Schutzgerüstes bemerken würde. In der Nähe des Neubaues befand sich der Stammsitz der Polizei. Täglich ging eine Anzahl Schutzleute an der Arbeitsstätte Kochs vorüber. — Aber niemand sah, daß die polizeilichen Vorschriften an dem Neubau nicht erfüllt worden waren.

Auf dem freien Platz vor dem Bau stand sogar Tag und Nacht ein Schutzmann, und wenn dieser lange Weile hatte, so schaute er zum Bau hinauf und verfolgte die Arbeit der Zimmerleute. — Doch daß die Schutzvorrichtung fehlte, bemerkte er nicht. Dafür machte sich die Polizei aber sonst an dem Neubau bemerkbar. Sie sorgte dafür, daß jeden Tag der Ziegelstaub von dem Straßenpflaster entfernt wurde. Sie sah streng darauf, daß abends die Laterne angezündet wurde, damit kein Passant den Bauzaun anrenne und sich die Nase stoße.

Und die Polizei hätte auch — wenn ein Lohnkampf entstanden wäre — diesem Bau ihre ganz besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Allein Differenzen entstanden nicht — es war Winter und die Arbeiterschaft froh, Beschäftigung zu haben.

*

Eines Tages gab es aber doch große Aufregung auf dem Neubau. Und die Polizei war auch jetzt zur Stelle. — Es war nämlich ein schwerer Unfall passiert. — Der Zimmerer Hermann Koch war von der vierten Etage herabgefallen. Da das Schutzgerüst gefehlt hatte, so war er aufs Straßenpflaster gestürzt, hatte Arme und Beine gebrochen und einen schweren Schädelbruch erlitten. Er mußte unbedingt einen Fehltritt getan haben. Vielleicht hatte die Kälte ihn unachtsam gemacht. — Die Bauarbeiter standen erregt auf dem Bau und stießen gegen den Unternehmer leise Verwünschungen aus. Die Kollegen Kochs waren um den armen Verunglückten bemüht, während der Schutzmann den Unfallwagen herbeischaffte.

Der Verunglückte hatte die Besinnung verloren und in diesem Zustande wurde er in den Unfallwagen gelegt. Seinen Kollegen standen die Tränen in den Augen. Selbst der Schutzmann machte ein tiefbekümmertes Gesicht, und der Unternehmer, den man schnell herbeigeholt hatte, erklärte dem Polizisten, daß er gar nicht verstehe, wie Koch, den er als umsichtigen und nüchternen Menschen kenne, habe herunterstürzen können.

Die Zimmerleute sagten ihrem Arbeitgeber aber jetzt rücksichtslos ins Gesicht, daß dieser Unfall nur auf das Fehlen der Schutzvorrichtung zurückzuführen sei. Und jetzt blickte der Schutzmann in die Höhe und sprach auch seine Verwunderung darüber aus, wie der Unternehmer nur habe so sträflich handeln können. Er notierte den ganzen Sachverhalt peinlich und genau.

Der Unfallwagen brachte inzwischen den armen Koch nach Hause. Sein Weib knickte zusammen, als es ihren Ehemann in dem schrecklich verstümmelten Zustand erblickte. Das einzige Kind Kochs, das erst ein Jahr alt war, ahnte nichts von dem schrecklichen Vorgang. Als aber seine Mutter jetzt entsetzt aufschrie und furchtbar jammerte, weinte es mit. Koch starb zwei Tage darauf. Der Tod war ihm wie eine Erlösung gekommen. Wohl hatte er die Besinnung erlangt, doch furchtbare Schmerzen auszuhalten gehabt. Jetzt lag er auf dem Totenbette. Ein junges Eheglück war zerstört.

*

Die Kameraden wollten ihm ein würdiges Begräbnis bereiten und beschlossen, hinter seinem Sarge Mann für Mann zu folgen und die Vereinsfahne im Zuge flattern zu lassen. Das letztere mußte aber erst von der Polizei genehmigt werden. Als diese hörte, daß Koch unter großem Gefolge zur letzten Ruhe begleitet werden sollte, widmete sie sich dieser Angelegenheit mit einem ganz besonderen Eifer.

Dem Vorstand des Zimmererverbandes wurde bedeutet, daß er sich zuerst mit dem Vereinsbanner auf dem Polizeibureau einzufinden habe, damit hier die Fahne einer Prüfung unterzogen werden könne. Und der Vorstand mußte auch mit dem Banner auf dem Polizeibureau anrücken.

Ein Beamter prüfte das Ding auf seine Staatsgefährlichkeit. Auf ihm stand mit ziemlich großen Buchstaben der erste Mai verzeichnet. Da dieser Tag sich in gewissen Kreisen und besonders bei der Polizei keiner besonderen Beliebtheit erfreut, so fragte der Polizeibeamte, was es mit dem ersten Mai für eine Bewandtnis hätte.

Der gute Mann beruhigte sich, als ihm erklärt wurde, daß die Filiale des Zimmererverbandes an einem ersten Mai gegründet worden wäre und daß man deshalb diesen Tag auf dem Banner als Gründungsdatum angegeben hätte.

Das leuchtete dem Polizisten ein und er erkundigte sich noch über die auf dem Banner abgebildeten Vereinsabzeichen. Auch diese waren durchaus nicht geeignet, den Staat in seinen Grundfesten zu erschüttern. Nachdem der Beamte dann noch über das ganze Banner einen prüfenden Blick geworfen hatte, gab er es endgültig zur Beerdigung frei.

Damit war die polizeiliche Fürsorge aber durchaus noch nicht erschöpft.

Am Beerdigungstage fanden sich rechtzeitig einige Schutzleute vor dem Trauerhause ein. Sie sorgten für die Aufrechterhaltung der Ordnung und der allgemeinen Sicherheit. Dabei gingen sie nicht einmal sehr strenge vor, sondern ließen die zahlreichen Frauen und Kinder, die sich das Leichenbegängnis ansehen wollten, ruhig auf dem Trottoir stehen. Eine Verkehrsstörung entstand trotzdem nicht. Die Passanten kamen durch die Menge glücklich durch, ohne daß ihnen die Schutzleute Platz zu machen brauchten.

Als sich der Leichenzug in Bewegung setzte, begleiteten ihn die Polizisten. In der nächsten Straße wurden sie durch zwei andere abgelöst, die in einer anderen Straße wieder ihren „Dienst" an andere Schutzleute abgaben.

So stand das Leichenbegängnis fortgesetzt unter polizeilicher Ueberwachung. Man schenkte ihm fast mehr Aufmerksamkeit als einem Gefangenentransport.

Die Leidtragenden nahmen diese polizeiliche Fürsorge mit gemischten Gefühlen auf. Einige schimpften leise auf die Polizei und deren Eifer bei gewissen Dingen. Andere nahmen an der polizeilichen Begleitung weniger Anstoß. Manche stellten allerhand Betrachtungen an und verglichen diese Fürsorge mit der, die dem lebenden Koch zuteil geworden war. Manche polizei- und staatswidrige Aeußerung wurde dabei zwischen den Zähnen gemurmelt. Die Schutzleute hörten natürlich von alledem nichts. Ernst und würdevoll schritten sie neben dem Leichenzug und schenkten nur diesem ihre ganze Aufmerksamkeit.

Am Tore blieb ein Polizist zurück und die ganze Ueberwachung des Zuges lag in den Händen eines einzigen Schutzmannes. Dieser war sich seiner Verantwortung wohl bewußt; man las es ihm von den Mienen ab und entnahm es aus seiner strammen Haltung.

Doch es passierte nichts. Auch dieser eine Polizist bekam durchaus nichts zu tun. Langsam und still bewegte sich der Leichenzug dem Ziele zu; nur das Banner nahm mitunter eine fast polizeiwidrige Stellung ein, in die es der neckische Wind hineinbrachte. Doch um die Fahne hatte sich der Schutzmann nicht zu bekümmern, er wußte, daß sie für das Leichenbegängnis freigegeben war.

*

Da, wo die Chaussee anfing, blieb auch der letzte Schutzmann zurück. Jetzt hatte der Leichenzug keine polizeiliche Bedeckung. Wenn nun auf der Chaussee Revolution entstanden und der Staat zur Republik erklärt worden wäre? Das hätte nicht verhindert werden können, da keine Polizei da war. Aber es passierte auch jetzt nichts. — Ruhig zog man mit dem Toten des Weges und endlich war man auf dem Kirchhof. Hier am Eingang aber wurde der Leichenzug wiederum von einem Polizisten empfangen, der sich rechtzeitig auf den Friedhof begeben hatte, um hier für die öffentliche Sicherheit und Ordnung zu sorgen. Er bekam aber keine Gelegenheit, irgendwo einzuschreiten. Der Kirchhofsinspektor versah ebenfalls Schutzmannsdienste und verbot einem Kameraden des Verstorbenen, der mit einigen Abschiedsworten den Kranz auf das frische Grab niederlegte, das Reden. Der Schutzmann selbst hatte also nicht nötig einzugreifen. Nach der Beerdigung konnte er sich mit dem Bewußtsein, daß die öffentliche Ruhe und Ordnung nicht gestört worden war und daß er durchaus seine Pflicht getan hatte, nach Hause trollen. Der polizeiliche Sicherheitsdienst, der zur Beerdigung des verunglückten Zimmerers organisiert worden war, hatte dank dem vorzüglichen Organisationstalent der Polizei gut geklappt.

Freilich, wenn der Dienst zur Ueberwachung der baupolizeilichen Vorschriften zum Schutze der Arbeiter ebenso vorzüglich organisiert gewesen wäre, so hätte der arme Koch sicherlich sein Leben behalten und sein Familienglück wäre nicht so grausam zerstört worden.

c. m.

**Bücher.** „Lebensbilder", ein Novellenbuch von Karl Reinhold (Josef Singer, Straßburg i. E. und Leipzig) erzählt von Geschehnissen, die der Alltag bringt; wenn auch die Form der Schilderung nicht immer einwandsfrei ist, so ist die gute Beobachtungsgabe des Verfassers doch anzuerkennen.

Ein reiches kulturgeschichtliches Material hat F. v. Reitzenstein in seinem Buche „Liebe und Ehe im alten Orient" (Stuttgart, Franckhsche Verlagsbuchhandlung) zusammengetragen. Besonders interessant werden die Ausführungen des Verfassers dadurch, daß er in überzeugender Kritik mancher verbreiteten Bibellegende entgegentritt, die heute noch zahlreiche, gläubige Nachbeter findet. Schon hierdurch empfiehlt sich das Buch und macht es sich lesenswert für den, welcher den verschlungenen Spuren unserer Kulturentwicklung nachgeht. Eine ganze Reihe gut herausgekommener Illustrationen trägt schließlich noch wesentlich zum leichteren Verständnis des durch die behandelte Materie öfters etwas spröden Textes bei. — Der „Simplizissimus-Kalender" für das Jahr 1910 (München, Albert Langen) glossiert in seiner launigen Art auch diesmal Zeitereignisse und gesellschaftliche Zustände. Bilder und Text wahren ihren alten Ruf einer feinen, volkstümlichen Kunst. — Zu nennen sind noch zwei Bücher aus dem Leipziger Verlage R. Lipinski: „Singe mit!" eine Sammlung politischer und gewerkschaftlicher Kampflieder, und ein dreiaktiges Schauspiel von Wilhelm Karl Becker „Das Recht zu lieben". Beide Bücher wenden sich an Arbeiterkreise.

Alle für die **Redaktion der „Neuen Welt"** bestimmten Sendungen sind nach **Berlin SW. 68**, Lindenstraße 69, zu richten.

**Nachdruck des Inhalts verboten!**

Verantw. Redakteur: L. Salomon-Lessen, Berlin (Niederschönhausen). — Verlag: Hamburger Buchdruckerei und Verlagsanstalt Auer & Co., Hamburg. — Druck: Vorwärts Buchdruckerei, Berlin SW. 68.